

Das Buch in der Diskussion



Arnold, Rolf

Selbstbildung – oder: Wer kann ich werden und wenn ja wie?

(Schneider Verlag Hohengehren) Baltmannsweiler 2010,

333 Seiten, 19,80 Euro, ISBN 978-3-8340-0801-5

Hannelore Bastian

Rolf Arnold und der Titel „Selbstbildung“ – Autor und Titel erschienen mir gute Gründe dafür zu sein, das Buch unter der Perspektive der Didaktik und der Umsetzbarkeit zu besprechen: Sie verheißen Anregungen für die Verortung der eigenen Arbeit und Impulse für die Weiterentwicklung der Angebote einer großstädtischen Volkshochschule. Unter diesem Blickwinkel tauchte ich in eine umfangreiche Lektüre ein und begegnete dabei vielen Begriffen, Argumentationen und Konzepten, die in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten die Diskussion auf verschiedenen Ebenen geprägt und durchaus auch die Praxis der Erwachsenenbildung beeinflusst haben. Arnold greift auf, dass Lernende nicht durch die Defizitbrille, sondern „als potenzial- und ressourcenreiche Subjekte“ gesehen werden sollten, dass Lernen nicht erzwungen werden kann, keineswegs an Institutionen gebunden und die Folge von Lehren ist, und dass Didaktik daher „Ermöglichungsdidaktik“ zu sein hat, die Raum für individualisiertes und reflexives Lernen schafft und den Prozess *kontinuierlicher* Selbstveränderung in *eigener Verantwortung unterstützt und begleitet*. Die *emanzipatorischen Ideen und Impulse* von Freire und Illich, Cohen und Watzlawick, Bourdieu und Holzkamp – um nur einige Namen zu nennen – werden in Erinnerung gebracht und dienen als Wegweiser, um Begriffen wie „Neue Lernkulturen“ oder

„Zukunftsorientiertes Lernen“ ihre wertende Ausrichtung zu geben. Arnold zeigt die vielfältigen didaktischen Probleme auf, die die organisierte Weiterbildung zu lösen hat, wenn sie es ernst nimmt mit der Abkehr vom „interventionistischen Paradigma“ und wenn sie die Bedeutung des informellen Lernens anerkennt: „Die Frage ist dann, was wir an hilfreichen Voraussetzungen schaffen können, damit die Selbstorganisation, die de facto immer stattfindet, sich optimal entfalten kann“ (S. 290).

Wenn die permanente Überschreitung der bisherigen Grenzen des Selbst in der Hierarchie unterschiedlicher Lernstufen als die höchste erscheint, fehlt indes die Thematisierung der Kehrseite dieser als Befreiung gedachten Bewegung, wie z.B. Ehrenberg sie beschreibt. Er analysiert, wie die positive gesellschaftliche Erwartung an eigenverantwortliche Selbstverwirklichung „das erschöpfte Selbst“ überfordern und sogar krank machen können – ein Gedanke, den die Erwachsenenbildung durchaus aufnehmen sollte.

In der prinzipiellen Übereinstimmung mit den multiperspektivisch begründeten Veränderungsforderungen an die organisierte Bildung stellt sich jedoch ein gewisses Unbehagen ein. Der Autor beschreibt den „Gestus“ seines Buches im Vorwort als „theoretische Suchbewegung“ und „Illustrierung durch selbst erlebte Praxis“. So kreise die Gedankenführung um ein Konzept der

Selbstbildung und um „konkrete (...) Ansätze zur didaktischen Inszenierung nachhaltiger Kompetenz- und Organisationsentwicklungen aus unterschiedlichen Kontexten“ (S. 11). Dieses „Kreisen“, das sich durch die in ihrer Gliederung schwer zu durchschauenden Kapitel zieht, bringt streckenweise ermüdende Redundanzen mit sich. Zahlreiche eingefügte Modelle, wie z.B. zur „Drei-dimensionalen Didaktik“ (S. 90), zum Verhältnis von „Fachdidaktik und Didaktik“ (S. 97) oder zu den „Didaktischen Valenzen unterschiedlicher Settings“ (S. 111), bieten jeweils neue Facetten der Betrachtung und erscheinen damit ebenfalls als Teile der offenen Suchbewegung. Da das Spektrum der Bezugfelder für die im Einzelnen didaktisch anregenden Praxisbeispiele von Hochschule, Schule, Lehrerbildung und -fortbildung über berufliche Bildung bis hin zu Unternehmens- und Personalentwicklung reicht, bleiben diese Modelle tatsächlich „illustrativ“. Sie können die Forderungen und Fragen an eine grundlegend veränderte Didaktik wohl in ihrer Dringlichkeit unterstreichen, nicht aber beantworten. Wenn z.B. hervorgehoben wird, dass die Rolle des Lehrenden hin zum Begleiter, Gesprächspartner oder Berater weiter entwickelt werden muss – auch vor dem Hintergrund der universalen medialen Verfügbarkeit allen Wissens und der ständig wachsenden internetbasierten Lern- und Kommunikationsmöglichkeiten –, so ist die Umsetzung dieser Forderung in ein didaktisches Konzept doch nicht ohne die Analyse der institutionellen Rahmenbedingungen und der Voraussetzungen der Lernenden im jeweiligen Feld denkbar. Ein solches Konzept sähe für die Zielgruppe der Hochschulen anders aus als für erwachsenen Analphabeten, für berufserfahrene Lehrkräfte an Schulen anders als für freiberuflich Lehrende ohne pädagogische Ausbildung. Gerade gelingende Selbstbildung setzt komplexe Kompetenzen voraus, die zugleich das Ziel der Selbstbildung sind.

Unter dem Blickwinkel der Didaktik verbleibt der Gesamteindruck, mit hohem Aufwand von etwas überzeugt worden zu sein,

das man in weiten Teilen schon seit längerem für richtig hält. Damit stelle ich fest, dass ich mit meinen offenen didaktischen Fragen in guter Gesellschaft vieler bin, die in ihren Praxisfeldern Modelle erproben und Antworten auf das Problem suchen, organisierte Bildungsangebote bereitzustellen, und die zugleich das Konzept der „Selbstbildung“ ernst nehmen.

Peter Faulstich

Die Frage nach den Möglichkeiten der Selbstbildung ist in Rolf Arnolds Text doppelt gestellt: zum einen als bildungstheoretisches Problem zur Klärung des Begriffs, zum anderen als persönliche Problematik im Sinne der Selbstfindung des Autors. Einerseits ist Selbstbildung ein Thema des Nachvollzugs des Begriffs Bildung; andererseits geht es für Rolf Arnold um die Suche nach der eigenen Bildung im Lebenslauf. Entsprechend werden immer wieder eigene Erfahrungen eingestreut. So ergibt auch der Untertitel des Buches einen Sinn – als Nachklang zu dem Bestseller Richard David Prechts „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“.

Arnold hatte schon immer einen Hang zum Angesagten, aber Modernität wäre im gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb kein sinnvoller Punkt der Kritik. Auch geht der Text über Modewellen hinaus und sucht nach grundsätzlichen Verortungen und langfristiger Kontinuität der eigenen Identität. So ist – wie Arnold sich einordnet – „der Gestus dieses Buches zum einen theoretische Suchbewegung, und zum anderen Illustrierung durch selbst erlebte Praxis“ (S. 11).

Arnold beginnt seine Suche mit Kennzeichnungen der Pädagogik als Lebenslauf- und Veränderungswissenschaft, reflektiert in Kapitel 2 deren methodischen Status als „unmögliche Disziplin“ zwischen Handlungs- und Beobachtungswissenschaft, relationiert im darauffolgenden Kapitel Bildung und Kompetenzentwicklung, versucht im vierten Kapitel eine Grundlegung zwischen Lebendigkeit und Selbst zu entwickeln, kommt in

Kapitel 5 zum Kern der Frage nach Identität und Selbst, führt dann in Kapitel 6 das „internationale Argument“ an, grenzt sich in Kapitel 7 gegen die Ideologie der Zweckfreiheit ab, verkündet in Kapitel 8 das „Ende der Monokonzepte“ für die Selbstbildung der Zukunft, um im nächsten Kapitel Selbstbetroffenheit zuzugeben und sich schließlich im letzten Kapitel gegen Kritiker abzusetzen und die Grundlinien Arnoldscher „Systemischer Bildungsforschung“ darzulegen. Man sieht, es geht Arnold auch um eine Zusammenfassung seiner bisherigen eigenen Entwicklung. Er selbst betont die Kontinuität: „In unseren denkerischen Suchbewegungen bleiben wir uns treu – zumindest sind es bloß Akzentverschiebungen, zu denen wir uns entschließen. So war es für mich zunächst das Interpretative, welches Individualisierung und Identität in der balancierenden Fortschreibung von Deutungsmustern, über die wir ja schon verfügen oder die uns nachdrücklich nahe gebracht werden, zu beschreiben schien. Dieses Interpretative erfuhr eine Wandlung und auch Präzisierung zum Konstruktivistischen und büßte im nächsten Schritt auch seine vornehmlich kognitive Aufladung ein, da wir unsere Welt fühlen, bevor wir sie deuten, interpretieren und konstruieren. Der Emotionale Konstruktivismus (...), der dadurch als Denkraum entstand, eröffnete auch neue praktische Zugänge für eine stärker erlebnisverbundene Gestaltung nachhaltiger und transformativer Lernprozesse, wie zahlreiche Beispiele in dem vorliegenden Buch verdeutlichen“ (S. 12). Nach Arnolds Liebelei mit dem radikalen Konstruktivismus, bei der die theoretische Geliebte, die Bildung, in die Wüste geschickt worden ist, fragt man nun doch verwundert: Wieso kehrt Letztere nun abgemagert als Selbstbildung zurück?

Es ist schwierig, sich in der Vielfalt der Bezüge zurechtzufinden. Das fängt schon mit den Vorsprüchen an, in denen Hans Georg Gadamer, Jehuda Amichai und Gregory Bateson angeführt werden. Eklektizität ist aber auch kein tragfähiger Punkt der Kritik.

Man sieht, es geht Arnold um eine Grundlegung der eigenen Arbeit mit erheb-

lichem Aufwand. Vieles wäre anzumerken, aber des Pudels Kern ist die Suche nach einer wissenschaftstheoretischen Selbstbestimmung. Nachdem – noch immer strikt radikal-konstruktivistisch – der Begriff „Wahrheit“ aufgegeben worden ist, werden konsequent alle Versuche, trotzdem die Beliebigkeit der Wirklichkeitserfassung zu durchbrechen, als „objektivistisch“ etikettiert. Arnold sucht derzeit sein Heil in seinem „Emotionalen Konstruktivismus“. Hier kann man nur warnend den Zeigefinger heben und – apodiktisch – auf die lebensphilosophischen, irrationalen Entgleisungen der geisteswissenschaftlichen Pädagogik und Erwachsenenbildung hinweisen. An dieser Stelle, da wir schon beim Pudel waren, kann der Spruch des Mephistopheles angebracht werden: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft“. Der Verzicht auf eine reflektierte Rationalität gebiert Gespenster – das weiß der Teufel.

Statt weiter hartnäckig über Reichweite und Grenzen der Vernunft nachzudenken, wird – eher formelhaft – „systemische Pädagogik“ eingeführt. Aber auch das „Systemische“ bleibt leer; es müsste durch konkrete Strategien des Begreifens gefüllt werden. Das gilt auch für den Begriff „Konstruktivismus“, der sich in der wissenschaftstheoretischen Diskussion mittlerweile differenziert hat und bis zum kulturtheoretischen und pragmatistischen Konstruktivismus reicht. Letztlich ist in einem allgemeinen Sinn jede Wissenschaft, die die Unmittelbarkeitsverhaftung durchbricht, „konstruktivistisch“.

Der gegen Kritik abschirmende Vorwurf der „Angriffigkeit“, der vor allem gegen Ludwig Pongratz erhoben wird (S. 309), fällt auf Arnold zurück, wenn dieser kontroverse Positionen als Standpunkt der „Gewissheitsapostel“ stigmatisiert. Während Arnold für eine Logik des „Und“ plädiert, zelebriert er selbst die Differenz des „Entweder-Oder“. Es scheint nur die Alternative zwischen Radikkonstruktivismus und „objektivistischem Neorealismus“ zu geben. Wahrheit erscheint dann entweder als Abbild oder als „Erfindung eines Lügners“ – ein Zitat von

Försters, das Arnold für sich selbst reklamiert (S. 309). Das Jahrtausende alte Bemühen und Nachdenken über Zugänge des Denkens zum Sein wird abgeschnitten. Es erscheint dann wie ein Glaubensbekenntnis bei der Verkündigung der endgültigen Wahrheit, dass es Wahrheit nicht gäbe. Die Lektüre lohnt sich jedoch: Man kann sich aufregen, aber auch anregen lassen.

Ekkehard Nuissl

„Das Thema des vorliegenden Buches ist die Selbstbildung“ – heißt es lakonisch am Beginn (S. 11). Um sich einem Verständnis dessen zu nähern, was „Selbstbildung“ hier bedeuten soll, muss man das Buch lesen. Neben verschiedenen Ansätzen, den Begriff und das, was der Autor meint, einzuordnen, zu reflektieren und zu durchdringen, findet sich die Definition: „Selbstbildung ist das Ergebnis reflexiver und transformativer Lernprozesse, deren Motiv prinzipieller Art ist: Es kann immer auch ganz anders sein und ist es auch, und der Einzelne erwirbt für sich Möglichkeiten eines Andersseins aus der Unterscheidung heraus“ (S. 279).

Rolf Arnold hat eine Zwischenbilanz zu seinen Reflexionen einer (Erwachsenen-) Bildung vorgelegt, die sich auf eigene Forschungen und praktische Erfahrungen stützt, so im Vorwort (S. 11). Unter der Einschränkung „die Verdunkelung der eigenen Selbstbildung wird auch in den hier vorliegenden Überlegungen nicht vollständig aufgelöst werden“ (S. 11) zeichnet er dabei seinen eigenen Weg in einer anregenden Weise nach: Vom Interpretieren und Deuten gelangt er über den konstruktivistischen Ansatz und den emotionalen Konstruktivismus hin zum „systemisch-konstruktivistischen“ Verständnis: Er setzt sich mit einzelnen Aspekten der Erwachsenenbildungsdiskussion wie etwa der Kompetenzentwicklung und der Fachdidaktik auseinander und schärft deren Umrisse und zugleich seine eigene Position, an vielen Stellen eingerahmt in eigene Erfahrungen und Gedanken. Das Buch ist auch

formbewusst: Der fortlaufende Text weist gedankliche Meilensteine, differenzierte Aussagen Dritter, Beispiele und Selbstbezüge inhaltlich und grafisch aus und geht – eine gute Vorlage für die Ausbildung von Studierenden – sehr bewusst mit den Anmerkungen als dem Ort der literarischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung um.

Der Bogen ist weit gespannt: Es geht um die Auseinandersetzung mit der eigenen Wissenschaft, der Pädagogik, den Erziehungs- und den Bildungswissenschaften; in Bezug auf letztere werden kritische Fragen nach Entstehungs-, Interessen- und Verwertungskontexten gestellt. Es geht um die Debatte um Kompetenzentwicklung, den Mehrwert des Kompetenzbegriffes in der erziehungswissenschaftlichen Debatte und die Konsequenzen für pädagogisches Handeln. Es geht um die Professionalisierung und um kritische Fragen nach ihren Hintergründen und Legitimationsbastionen. Es geht um das dialektische Verhältnis von Bildung und Entwicklung, in dem Bildung Entwicklung begründet und gleichzeitig voraussetzt. Und es geht immer wieder um Bildungsforschung und Ansätze des Erkennens, des „Begreifens“ des Verhältnisses von Subjekt und Umwelt.

Der Autor empfiehlt seinen Studierenden: „Studieren heißt in erster Linie Lesen, Lesen und Lesen! Sie müssen in Ihrer Studienzeit den Kontakt zu Denkkern pflegen“ (S. 153). Dies weist er durch die vielen, teilweise auch überraschenden Bezüge zu unterschiedlichen Diskurskontexten immer wieder als eigene Praxis nach. Gerade auch in der Auseinandersetzung mit anderen Denkkern prägt sich die „Selbstbildung“, schärfen sich Perspektiven und gleichzeitig unterschiedliche Deutungsmöglichkeiten – mehr noch als in seinen autobiographischen Illustrationen unterlegt Arnold dies durch die Beweglichkeit seiner Argumentation im erziehungswissenschaftlichen Referenzrahmen. Auch wenn es manchmal der eigenen begrifflichen Präzision nicht dient, wenn Bezüge zu anderen disziplinären Diskursen überhandnehmen – erhellend für den eigenen Standpunkt ist es allemal.

Rolf Arnold geht mit seinem heutigen „systemisch-konstruktivistischen“ Blick selbstbewusst in die Debatte. Er greift aktuelle und auch weniger aktuelle Aspekte (z.B. Kompetenzen, selbstgesteuertes Lernen) auf und betrachtet sie aus seiner Sicht. Dabei entwickelt er Reflexionsansätze meist weiter: Das „Selbstlernen“ etwa, insbesondere von Dohmen in den späten 1990er Jahren (kommend vom „self-directed learning“ der US-amerikanischen Diskussion) in die deutsche Debatte gebracht, wird von Arnold in Richtung auf eine „Eigendrehung“ auch im Anschluss an hirnpfysiologische und bewusstseinstheoretische Argumentationen weitergedacht (S. 134ff.). Und bei der Diskussion um die Kompetenz und Kompetenzfeststellung weist Arnold zu Recht darauf hin, dass es keine Kompetenz-, sondern nur eine Performanzmessung gibt (S. 77).

Im Kern geht es Arnold darum, Bildung als „durchspürten Ausdruck des eigentlichen Selbst“ (S. 151) zu begreifen, als eine radikale Fortführung des Subjektgedankens im Bildungsgeschehen, die sich nur durch die Verschränkung dieses Selbst mit einer gesellschaftlichen Praxis relativiert (S. 153ff.). Damit liegt Arnold nicht im Mainstream der gegenwärtigen Diskussion der Erwachsenenbildung in Deutschland, auch wenn die behandelten Themen im Land durchaus zum Alltag gehören. Es ist kein Zufall, dass dieser Ansatz – wie immer wieder in den autobiographischen Reflexionen erörtert – stark von den Erfahrungen beeinflusst und geprägt ist, die der Autor in vielen Jahren internationaler Bildungsarbeit gewonnen hat. Anders als manche Entwicklungspädagoginnen und -pädagogen, die nicht nur den Denkansatz, sondern auch das System der eigenen Bildung zu exportieren versuchen, hat Arnold nicht nur Diskrepanzerlebnisse gehabt, sondern sie auch reflektiert und in Erfahrungen verarbeitet. Er hat zugehört, wenn es um Sinn, Ziel und Übertragbarkeit von Bildung ging, und die Erfahrung der Relativität von Sichtweisen und Werten in sein Konzept von „Selbstbildung“ übernommen. Es ist nicht nur diese Erfahrung, die gedanklich

weiterträgt – es ist die Reflexion der Erfahrung: „Dieses Erfahrungswissen – häufig als Praxiserfahrung hochgehalten – macht aber auch blind. Indem man mit zunehmender Erfahrung seine Muster festigt, drohen diese zu erstarren, d.h. man (...) reagiert musterhaft“ (S. 42). Es sind diese reflexiven Schleifen, die Arnolds „Zwischenbilanz“ wie auch seine früheren Arbeiten für die Erwachsenenbildung über die deutsche Erwachsenenbildung hinaus fruchtbar machen, auch wenn man – von einem anderen Ansatz kommend – mit der einen oder anderen Sichtweise nicht einverstanden ist. Dabei geht es erkennbar darum, auf diesem Zwischenstand aufzubauen und konsequent weiterzudenken. Es gibt einige Sachverhalte, die unter dem Aspekt der „Selbstbildung“ konsequent weitergedacht werden könnten, nicht nur von Rolf Arnold alleine. Etwa wenn es um den Umgang mit „Störern“ in pädagogischen Situationen geht – welcher Pädagoge, welche Pädagogin hat solche „druckvollen“, wie Arnold schreibt, Situationen noch nicht erlebt? Arnold bringt den „Störer“ als Beispiel zur Beschreibung der Pädagogik als Handlungs-, Reflexions- und Subjektwissenschaft ein (S. 46ff.) und geht nach der Skizze der Ausgangslage in eine Lösungsdebatte mit Handlungsempfehlungen. Mir fehlt hier der Schritt der Reflexion („Was ist überhaupt das Störende in diesem Fall?“) und der Schritt der Perspektivenverschränkung in der Gruppe („Empfinden das die Lernenden als Störung und wie wollen sie das lösen?“) – eine Beschränkung der subjektwissenschaftlichen Sicht auf die Lehrperson wird (auch) einer solchen sozialen Situation nicht gerecht.

Insgesamt betrachtet ist die vorliegende Publikation ein nicht leicht zu lesendes, sehr denkanregendes und vorwärtsweisendes Buch, das übrigens auch sprachlich gelegentlich mit reflektierten Überraschungen – wie „Einspurung“, „Aufschienung“, „Wortgeraschel“, „Angriffigkeit“ oder „tote Wissensmast“ – aufwartet.